

Mitgefühl statt Vorherrschaft

Predigt am 13. März 20022

Im Mittelpunkt unseres heute passenden Predigttextes, der eigentlich für den Sonntag „Judika“ vorgeschlagen ist, bei Markus 10, 42+43 steht eine Kernbotschaft Jesu.

Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. So soll es unter euch nicht sein. Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener. Und wer unter euch der Erste sein will, der sei der Knecht aller.

Der Rahmen, in den Markus diese Botschaft gestellt hat, ist weniger wichtig. Vor allem für die Konfirmanden sage ich dazu ein paar Sätze. Zwei Brüder unter den Jüngern Jesu haben diesen um das Versprechen ersucht, sie in seinem jenseitigen Reich zur rechten und zur linken Seite seines Thrones sitzen zu lassen. Diese Aufstiegswünsche der Zebedäus-Söhne geben uns einen Einblick in die unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen innerhalb der damaligen Jüngerschar. Haben die Zebedäus-Söhne, so könnten wir fragen, so viel Elend erlebt, dass sie sich jetzt schon eine Belohnung in der kommenden Welt meinen sichern zu müssen? In der Passionszeit begegnen wir auch einem anderen Jünger Jesu, dem Petrus. Nach der Gefangennahme Jesu hat ihn eine solche Angst gepackt, dass er die Bekanntschaft mit Jesus leugnet und sich erst einmal absetzt. Und Judas, dessen Beiname Iskariot seine militanten Absichten kennzeichnet und seine Bereitschaft, mit dem Dolch römische Soldaten hinterrücks zu ermorden, dieser Judas ist so enttäuscht von der für ihn feigen, eben der gewaltlosen Haltung Jesu, dass er ihn gegen 30 Silbermünzen an die um ihre Macht besorgten jüdischen Oberen verrät.

All dem setzt Jesus seine Weltsicht und seine Grundhaltung entgegen.

Dabei finde ich interessant, wie differenziert Jesus sich ausdrückt. Er spricht von denen, die als Herrschende gelten. Offenbar ist Jesus davon überzeugt, dass die wahre Macht über den Lauf der Dinge bei einem anderen liegt. Im Untergrund des Seins, so würden wir es heute ausdrücken, walten Kräfte, die dauerhafter, womöglich ewig wirken, die jedenfalls über die Dauer eines diktatorischen Menschenlebens hinaus wirken.

Doch ja, es gab sie und es gibt sie, die sich zu Herrschern und Diktatoren aufwerfen und ihre Völker unterdrücken und auch anderen Völkern Gewalt antun. Jesus wird natürlich vor allem an das Römische Reich gedacht haben, in dem auch sein Land, Juda, eine eroberte und besetzte und ausgeplünderte Provinz war. Jesus selbst weigerte sich, mit Steuermünzen zum Erhalt der römischen Gewaltherrschaft beizutragen. Doch sein Widerstand war gewaltlos, geistiger Art, auf lange Sicht gerichtet. Deshalb legt er den Jüngern, uns allen, seinen Maßstab, seine Leitlinie vor für ein sinnvolles, ein nachhaltiges, ein gerechtes Leben und Zusammenleben. Anders als bei vielen Völkern, und wir werden da an die zahlreichen barbarischen Großreiche vor und nach Rom denken, anders als in Gewaltssystemen soll es unter den Jüngern und Christinnen zugehen. Jesus sagt:

Wer groß, anerkannt, von Bedeutung sein will unter Euch, der sei euer Diener.

Dies altmodische Wort „Diener“ wird für uns wohl vor allem anschaulich, wenn wir an Menschen und Organisationen denken, die noch heute dieses Wort in ihrem Namen tragen, weil sie sich in den Dienst anderer stellen.

Der MALTESER HILFSDIENST beispielsweise hat gerade Mitarbeiterinnen in der Ukraine und auf dem Weg von dort. Auch die DIAKONIE KATASTROPHENHILFE, deren Name jetzt jeden Abend in den Nachrichten genannt wird, hat den Schlüsselbegriff Jesu in seinem Namen, auf griechisch. Und Diakonie heißt auf deutsch „Dienst“.

Wer also etwas Großes im wahren Sinne leisten, wer dem Sinn des Lebens entsprechen möchte, so meint Jesus, der diene, der stehe anderen bei.

Es sind zwei grundsätzlich verschiedene Weisen, Menschen zu sehen und ihnen zu begegnen, je nachdem, ob wir sie um der eigenen Überlegenheit willen unterdrücken, ausbeuten oder klein machen wollen, oder ob wir anderen Menschen aufhelfen wollen, damit sie wachsen und sich entwickeln können. Dienstbereitschaft gegenüber Menschen setzt voraus, dass wir sie überhaupt als Mitmenschen ansehen und achten, sie zu verstehen suchen, um uns dann solidarisch, weiterhelfend verhalten.

Jesu Aufruf ist tatsächlich, so zeigen es andere Berichte der Evangelien, universal, ganz allgemein gültig gemeint. Seine Worte an alle Jünger sind auch an uns gerichtet und könnten heute so lauten: Lebt auch ihr in dieser Haltung, in euren Familien und in euren Gemeinden, in den Schulen und den Vereinen, selbst am Arbeitsplatz und auch in der Freizeit. Nach Jesu Überzeugung liegt die Grundlage des Menschseins und der Menschlichkeit darin, dass wir in jedem, in jeder anderen ein Mitgeschöpf sehen. Solche umfassende mitmenschliche Solidarität begründet Jesus schöpfungstheologisch. In der Bergpredigt, bei Matthäus 5,45, lässt er dem Gebot der Feindesliebe die Worte folgen: *Gott lässt die Sonne scheinen über Gute und Böse und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte*. Das Geschenk des Lebens ist demnach jedem angeboten. Dieses Geschenk gilt es daher zu bewahren und zu bewahren in gegenseitigem Respekt, zum Wohl aller Beteiligten.

Wir sind in diesen Tagen erschüttert, betroffen, manchmal zu Tränen gerührt, manchmal ohnmächtig aufgebracht angesichts der brutalen Gewalt an Menschen in der Ukraine. Manche, gerade unter den Älteren, erinnern sich voller Angst an das, was sie selbst durchgemacht und überlebt haben, in einem Krieg im eigenen Land.

Es ist leicht, über den russischen Präsidenten den Stab zu brechen und sich mächtig aufzuregen. Eigene, bisher verdrängte aggressive Neigungen finden nun womöglich eine Rechtfertigung, dürfen sich zeigen in eigenen Rüstungsplänen und Entwürfen zur Sicherung eigener Vorherrschaft. Doch Jesu Appell zum Mendienst verlangt gerade unter den Bedingungen einer globalisierten Welt einen umfassenden und auch selbstkritischen Blick.

So könnten wir uns fragen: Waren wir aufmerksam genug, als weniger bekannte und weiter entfernt liegende Völker so brutal bombardiert wurden, wie es gerade in der Ukraine geschieht?

Ich muss mir eingestehen, dass ich den Krieg in Tschetschenien kaum verfolgt habe. Und die furchtbaren Angriffe auf syrische Menschen und Provinzen habe ich hingenommen. Und was habe ich unternommen, als unsere eigenen Streitkräfte ohne Auftrag der Vereinten Nationen mitgewirkt haben an militärischen Angriffen auf serbische Truppen im damaligen Jugoslawien-Krieg? Aus dem Angriff auf Libyen hat sich unser Land herausgehalten.

Doch über lange Jahre haben deutsche Soldaten sich am Krieg in Afghanistan beteiligt, den ein damaliger Verteidigungsminister mit den Worten rechtfertigte: „Unsere Freiheit wird auch am Hindukusch verteidigt.“

Die Grundlagen der internationalen Friedensordnung, die nach den entsetzlichen Folgen des 2. Weltkrieges geschaffen wurden, sind nicht erst jetzt brüchig geworden und unbeachtet geblieben. Was der Völkerbund nach dem 1. Weltkrieg begonnen hatte, wurde mit der Charta der Vereinten Nationen allgemein anerkanntes Völkerrecht: Keine Grenzverschiebung mit Gewalt. Jedes Volk hat ein Recht auf Selbstbestimmung. Friedenstruppen der Vereinten Nationen haben über Jahre und Jahrzehnte sich bemüht, militärischen Konflikten Grenzen zu setzen. Doch seit einigen Jahren haben immer mehr Länder das Heft des Handelns in die eigenen Hände genommen, um ihrer Größe, ihrer Vorherrschaft willen.

Dabei zeigt die wirtschaftliche Not in den Ländern des Südens; dabei zeigen die weltweiten Folgen des Klimawandels die Notwendigkeit einer gut organisierten Struktur der internationalen Solidarität. Die weltweiten Herausforderungen brauchen eine weltweite Diakonie, eine weltweite Organisation des Dienens statt des Herrschens. Viele kundige Beobachter halten daher eine Reform, eine Neugestaltung der Vereinten Nationen für überfällig.

Die Kirchen und Religionsgemeinschaften könnten für weltweite Solidarität im Sinne und Geiste Jesu noch entschlossener, noch eindeutiger eintreten. Nicht nur die russisch-orthodoxe Kirche stellt sich in beschämender Weise auf die Seite der Herrschenden. In der Nazi-Zeit haben sich auch unsere Kirchen ähnlich verhalten. Es waren die Kirchen und Christen der früheren DDR, die die prophetische Losung aus dem Buche Micha aufnahmen und für waffenlosen Dienst eintraten. „Schwerter zu Pflugscharen zu machen“, diese Perspektive stellt eine Skulptur dar, die als Geschenk der Sowjetunion vor dem Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York steht. Diese Skulptur wurde zum Friedenszeichen der DDR-Kirchen, während westliche Landeskirchen Militärpfarrer und Militärbischöfe Dienst tun ließen. Die friedliche Revolution, die von den Kirchen in den großen Städten der damaligen DDR ausging, war gewiss eine Nachwirkung der Botschaft Jesu, die leider allzu schnell verebbte. Nach meiner Überzeugung würde dieses kirchliche Erbe aufgegeben, ja verraten, wenn unser Land heute den Vorrang auf militärische Rüstung legte und an der nuklearen Teilhabe festhielte. Zu wenige, finde ich, machen sich bewusst, dass vom Flugplatz Büchel aus, hoch über dem zauberhaften Moseltal, täglich deutsche Piloten den Abwurf der dort stationierten Atombomben über russischem Gebiet proben.

Bin ich Ihnen nun zu politisch geworden? Jesu Grundsätze, von denen einer heute im Mittelpunkt stand, wollen gewiss immer wieder neu bedacht und abgewogen werden. Doch ihr Kern fordert uns immer wieder heraus, diese alle Menschen umfassende Sicht Jesu. Im Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter beschreibt Jesus eine schöpfungsgegebene menschliche Fähigkeit, die Fähigkeit zum Mitgefühl. Jeder und jedem ist sie ins Herz gegeben, in die Eingeweide, wie es der griechische Urtext ausdrückt, in die Resonanzbereiche unseres Körpers, wie heutige Wissenschaftler sagen. Mögen wir diesen unsere Aufmerksamkeit schenken, ihnen nachspüren und ihre Impulse sich auswirken lassen, in unserem persönlichen Leben und darüber hinaus, zum Guten und zum Frieden bei uns und überall auf der Welt.

SO MÖGE ES SEIN.